

## Nahtoderfahrungen bei Blinden

„Ein Wort bezieht sich niemals auf irgendeinen einzelnen Gegenstand, sondern auf eine ganze Gruppe oder eine ganze Klasse von Gegenständen. Infolgedessen bildet jedes Wort eine indirekte Verallgemeinerung; jedes Wort verallgemeinert also bereits. Doch die Verallgemeinerung ist in überaus starkem Maße ein wortgebundener Akt des Gedankens, der die Wirklichkeit völlig anders widerspiegelt, als sie in den unmittelbaren Empfindungen und Wahrnehmungen wiedergegeben wird“, schrieb bereits im Jahre 1931 Lew Wygotski (1896–1934) in seiner Schrift *Denken und Sprechen*, die die Neuropsychologen seiner Zeit und kommender Generationen nachhaltig beeinflusste (Wygotski, 1971). Empfindungen und Wahrnehmungen stehen also nur an unterster Stufe der Sprachbildung; deren wesentliche Formgebung erfolgt durch das Denken. Dieser Aspekt hat eminente Bedeutung bei Menschen, die Sinnesausfälle haben, denen ein Teil der Empfindungen und Wahrnehmungen von Gesunden nicht zugänglich ist. Trotzdem sind wir in der Lage, mit ihnen sprachlich zu kommunizieren, wobei Sprache nicht zwangsläufig mit Lautsprache gleichzusetzen ist. So gibt es die visuell-räumliche Gebärdensprache mit ihren eigenen Regeln der Grammatik, die der Lautsprache ebenbürtig ist, und selbst Menschen, die den Hör- und Sehsinn gleichzeitig verloren haben, können über den Tastsinn kommunizieren.

Sensorische Ausfälle haben nicht ihr Äquivalent in derjenigen Vorstellungswelt, die sich für den Gesunden kurzzeitig durch das Schließen der Augen oder Abstöpseln des Gehörgangs ergibt. Denn nach einer gewissen Zeit passt sich das dynamische Gehirn den Ausfällen an; die „Erinnerung“ an die ehemaligen Erfahrungsqualitäten geht verloren, und im Laufe der Zeit werden die übrig gebliebenen Sinne geschärft und nehmen im Bewusstsein größeren Raum ein. So haben Blinde mit zunehmender Dauer der Blindheit eine eingeschränktere Vorstellung über die visuelle Welt der Sehenden. Aber die Begriffe von zuvor visuell

erfassten Gegenständen oder zum Beispiel dem uns in Bezug auf Nahtoderfahrungen besonders interessierenden Licht, Begriffe also, die Gegenstand unserer Alltagssprache sind, verschwinden ja als solche nicht. Insofern ist Sprache nicht deckungsgleich mit einem Sinneseindruck, sondern nur ein Epiphänomen, das sich aus vielen Einflussfaktoren, von denen die visuelle Information einer sein kann, aber nicht muss, zusammensetzt. Insofern wäre das „Sehen“ von Blinden im Rahmen von Nahtoderfahrungen erklärbar

- bei *noch nicht lange zurückliegender Erblindung* durch die Aktivierung von Gedächtnisspeichern mit visuellen Informationen,
- bei *Langzeiterblindeten* durch die Aktivierung nichtvisueller Gedächtnisspeicher, die semantisch gleiche Entitäten umfassen.

Dass wir die sprachlichen Begriffe der Blinden mit unserer *visuell* geprägten Vorstellungswelt verbinden, ist, wenn man so will, eine „Übersetzung“, das soll heißen: Wir sprechen zwar über dasselbe, haben aber jeweils unterschiedliche Vorstellungen davon. Diese Problematik besteht generell bei Menschen mit Einschränkungen auf einem Gebiet der Sinneswahrnehmung. Wie schon gesagt, unser Gehirn hat eine beeindruckende Plastizität und adaptiert sich an die Funktionsbeeinträchtigung, indem andere, intakte Sinne verfeinert werden und so die Beeinträchtigung bestmöglich kompensieren.

Bei einem verwandten Thema, der Frage nach akustischen Halluzinationen bei prälingual (das heißt in früher Kindheit, noch vor dem Spracherwerb) Ertaubten, zeigt sich eine ähnliche Problematik, nämlich ob die Kommunikationsmöglichkeiten des Betroffenen mit dem Therapeuten überhaupt ausreichen, um die Sinneseindrücke eindeutig zu beschreiben. Oder anders gesagt: Die Möglichkeit eines „Übersetzungsfehlers“ oder einer Fehlinterpretation von Inhalten einer visuell-räumlichen Sprache wie

der Gebärdensprache in eine Lautsprache bei diesen Menschen ist nicht ganz ausgeschlossen (Engmann, 2011a).

Untersuchungen an Früherblindeten, also von Geburt oder früher Kindheit an blinden Menschen, konnten zeigen, dass das visuell-räumliche Vorstellungsvermögen im Vergleich zu Sehenden stark beeinträchtigt ist (Kennedy, 2004). Zu ertastende Umrissprofile von vertrauten Objekten oder Gesichtern, auch als Karikatur, erkannten sie viel schwerer als Normalsehende, denen die Augen verbunden wurden. Im Gegensatz dazu waren Späterblindete hierin sogar den Normalsichtigen überlegen. Sie profitierten offenbar von früher gemachten visuellen Erfahrungen, die noch nicht im Gedächtnisspeicher erloschen sind, und den durch die neu aufgetretene Blindheit verfeinerten Tastsinn.

Die Unterscheidung zwischen von Geburt an Blinden und spät Erblindeten müssen wir auch bei Schilderungen von Nahtoderfahrungen machen, gerade wegen des noch besseren räumlichen Vorstellungsvermögens und guten visuellen Erinnerungsvermögens, welches, wie mir Mitglieder des Leipziger Blindenverbandes mitteilten, erst innerhalb von zehn Jahren nach der völligen Erblindung zunehmend verschwindet. Blind sein ist eben nicht mit dem Bild der Welt eines Sehenden vergleichbar, der die Augen für kurze Zeit geschlossen hat. Das verdeutlicht, dass sprachlich erfasste Begriffe nicht zwangsläufig von der intakten Funktion aller fünf Sinne des Menschen abhängig sind. Bei Funktionsausfall eines Sinnes überwiegen andere Modalitäten, die den sprachlichen Begriff stärker prägen.

Für einen Normalsehenden ist zum Beispiel der Begriff „Baum“ mit einer Struktur aus Stamm und Ästen mit grünen Blättern verbunden. Diese vorrangig visuelle Begriffsbildung existiert bei Blinden so nicht. Woher sollten gerade von Geburt an Blinde diese Erfahrungen nehmen? Für sie ist ein Baum vielleicht stärker mit akustischen und olfaktorischen Komponenten, so etwa dem Rauschen der Blätter oder dem Duft von Blüten oder Nadeln usw., assoziiert, was für den Normalsehenden nicht so vor-

dergründig ist. Trotzdem können sich Normalsehende und Blinde ohne Probleme über den Begriff „Baum“ verständigen. Der Begriff ist für beide eindeutig zuordenbar. Wie bereits erörtert, haben sprachliche Begriffe eine Clusterstruktur. So ist der Baum mit den Eigenschaften „groß, Äste, Holz, grün, Schatten, Kühle, Stamm, Rinde, Blätter, Rauschen im Wind“ und vielem mehr assoziiert, wobei keineswegs die gesamte Anzahl von Eigenschaften bzw. Kriterien notwendig ist, damit der Begriff „Baum“ der entsprechenden Pflanze, die wir im Park bewundern, zugeordnet werden kann. Vor diesem Hintergrund sind die Schilderungen von Blinden in Bezug auf Nahtoderlebnisse zu sehen.

Schilderungen von Blinden mit Nahtoderfahrungen sind einem Buch von Ring und Cooper (1999), allerdings mit einer Interpretation in transzendentaler Hinsicht, aufgeführt. Es wird die Geschichte einer von Geburt an blinden 43-jährigen Frau geschildert, die mit 12 Jahren im Rahmen einer Blinddarm- und Bauchfellentzündung ihre erste und mit 22 Jahren ihre zweite Nahtoderfahrung bei einem Autounfall, der zu schweren Kopfverletzungen führte, hatte. Auffällig ist, dass die geschilderten Nahtoderlebnisse um Jahre, zum Teil Jahrzehnte, zurücklagen. Die zeitliche Latenz ist, wie wir schon diskutiert haben, bei diesen Beispielen ein Einflussfaktor, der einer Nachinterpretation breite Gestaltungsmöglichkeiten lässt. Allein bei dem ersten Ereignis ist schon die Frage angebracht, inwieweit hier überhaupt ein klinischer Tod durchlebt wurde. Die Begriffsproblematik taucht in unseren Erörterungen mit exakter Regelmäßigkeit auf und wird so zur Endlosschleife.

Doch weiter zur Schilderung: Die Frau befand sich außerhalb ihres Körpers in einem „nicht-physischen“ Körper, dessen ungewöhnliche Form aussah, als wäre er aus Licht gemacht. Dann sah sie auf einem Metalltisch einen dünnen Körper liegen und „erkannte“ erst danach, dass es sich um ihren eigenen handelte. Im Verlauf der Schilderung fand sie sich umgeben von Bäumen, Blumen und vielen Menschen. Alles, selbst die Personen,

war in ein gewaltiges Licht getaucht, das etwas war, was man sowohl fühlen (!) als auch sehen konnte (Ring & Cooper, 1999, S. 22–26). Elf Jahre nach der Nahtoderfahrung berichtete sie in einem Interview vor einer Selbsthilfegruppe (ebenda, S. 45 f.), dass sie damals eine Aufwärtsbewegung gefühlt hatte und sich schließlich über dem Dach des Krankenhauses befand.

*Was hast du von diesem Punkt aus bemerkt?, fragte der Interviewer.*

*Betroffene: Lichter und die Straßen unten und alles. Ich war sehr durcheinander.*

*Konntest du das Dach des Krankenhauses unter dir sehen?*

*Betroffene: Ja.*

*Was hast du um dich herum gesehen?*

*Betroffene: Lichter.*

*Lichter der Stadt?*

*Betroffene: Ja.*

*Warst du in der Lage, Gebäude zu erkennen?*

*Betroffene: Ja, ich sah andere Gebäude, aber es ging auch alles sehr schnell.*

Das Beispiel verdeutlicht uns viele Aspekte in Bezug auf die Interpretation von Nahtodschilderungen. Das während der außerkörperlichen Erfahrung Gesehene ist doch relativ unspezifisch. Nichts Ungewöhnliches ist, dass ein Krankenhaus ein Dach hat und, wenn es sich in einer Stadt befindet, vom Dach aus andere Häuser, Menschen, Autos usw. zu sehen sind. Interessant ist die häufige Schilderung des Lichts in dem Bericht.

Keiner Diskussion bedarf es sicherlich, dass ein (von Geburt an) blinder Mensch zwar Häuser und Menschen noch nie gesehen, aber trotzdem Vorstellungen darüber entwickelt hat und diese Begriffe für ihn ebenso zum Alltag gehören wie bei Sehenden. Gerade aber weil das Ereignis schon Jahre hinter der Berichterstattung zurückliegt, ist hier an eine Assoziation mit weltanschaulichen Vorstellungen über das Jenseits, die ja im

westlichen, christlich beeinflussten Kulturkreis – die Frau lebte in den USA – mit dem Licht assoziiert sind, naheliegend. Beachtet werden müssen allerdings auch stattgehabte Phosphene und Photopsien, sodass die Lichter oder in anderen Berichten geschilderter „Goldschmuck“ die Erinnerungsspur an eine Erfahrungsqualität sind, die einst mit einer Funktionsstörung in den Okzipitallappen einherging.

Das Generieren visueller Phänomene im Kortex bei Blindheit und die Frage, wie die Betroffenen diese empfinden, ist ein interessanter neuropsychologischer Aspekt, der dem der Höreindrücke bei von Geburt an Tauben ähnelt. Es gibt Hinweise, dass solche Taube mitunter spontane im Kortex hervorgerufene Höreindrücke haben, die einem Tinnitus cerebri und Akoasmen (im Kopf wahrgenommenes Pfeifen, Zischen, Knallen und Brummen) entsprechen könnten (Critchley, 1983; du Feu & McKenna, 1999). Die besondere Rolle der Okzipitallappen bei den Nahtoderfahrungen Blinder (wie auch Normalsehender) wäre mit dem Pathoklise-Modell (siehe S. 86) vereinbar. Um noch einmal auf die Falldarstellung zurückzukommen: Dabei fällt natürlich deutlich die Suggestion in den Fragen des Interviewers auf, die Antworten werden quasi schon vorgegeben.

### **Erlebt jeder das Gleiche? Konstanz oder Inkonstanz der Erfahrungsqualitäten**

In den vorangegangenen Kapiteln haben wir gesehen, dass sich die im Rahmen von Nahtoderfahrungen gemachten Erfahrungsqualitäten neuropsychologischen Hirnfunktionen zuordnen lassen. Alleinstellungsmerkmale, die herausragende Besonderheiten der Erfahrungsqualitäten bei Nahtoderfahrungen im Vergleich zu anderen normalpsychischen und psychopathologischen „Funktionszuständen“ des Gehirns herausstellen würden, gibt es nicht.